**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

**Band:** 11 (1931-1932)

Heft: 3

Artikel: Die Schweiz und das deutsche Sprachgefühl. Teil 1

Autor: Heyck, Ed.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-157379

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einsichtigen Wirtschaftskreisen fast aller europäischen Länder die umfassende Bedeutung des Südostens erkannt hat, dürfte es nicht allzu schwer sein, die hier vorliegenden großen Wirtschaftsaufgaben einer befriedigenden Lössung entgegenzuführen.

# Die Schweiz und das deutsche Sprachgefühl.

Bon Ed. Beyd, Ermatingen.

Die deutsche Sprache. Mancher Bölker Sprachen vernahm ich; keine ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum, Bucht und Tiese, keine sogar an Wohlsaut ist dir vergleichbar.

(Leuthold)

1.

ie Grenzfuge, die zwischen dem Reich und der Schweiz im Gebrauch der gemeinsamen Schriftsprache besteht, ist nicht so augenfällig, daß Alle sie hüben und drüben wissen und daß sie gar zollamtlich bewacht würde. Gegenwärtig beginnt sie aber merklicher zu klassen und läßt in gewisse, in ihr enthaltene Probleme hineinblicken. Da ist, in mehr oberslächlicher Beziehung, die leichte Beränderung des schweizerischen Wortbestandes durch Einzelbenennungen, die gelegentlich amtlich übernommen werden, stetig in weit größerer Zahl aber paßlos von selber herübergeslattert, gesummt, gekrochen kommen und mehr oder minder auch ins Bürgerrecht gelangen. Wollen sie ein Ersaß sein, so regt sich die gute Treue, die den altzgewohnten "Perron" verteidigt und psychisch den Sinn bekundet, der auch wichtigere Überlieserungen schüßen wird. Bemerkenswert kommt es der glatten Neuaufnahme zugut, wenn für sie nichts sühlbar hergegeben werzden muß, wie z. B. für den Besehlsstab, den in Deutschland nicht gerade aufs glücklichste übersetzen Signalstab.

Indessen ist keine Erörterung beabsichtigt über das Lexikalische und den Wortschatz, der neuerlich in Deutschland mit Hochbetrieb bei den großen Amtsstellen, Organisationen, Berbänden, ferner nach dem älteren Borgang des Rechtswesens, des Heeres, der Technik nun auch bei den Wissenschaften, bis in die letzten Burgen der undeutschen Terminologien, durchzemustert, "deutschkundlich umgewörtet" und mit Neubildungen bewörtet wird. Es handelt sich für die Darlegung hier vielmehr um die verdeckteren, aber desto wichtigeren Fragen, die in der Tiefe der Grenzspalte zu ers

kennen und keine nur reichsdeutsche Angelegenheit sind, da sie die innersten Organe der Sprache selbst betreffen, ihre geschichtlichen Gesetze und das, was diese in Kraft und Bestand erhält, das natürliche Gefühl und Gehör für die Sprache. Diesseitige Außerungen, die auf bas Problem schon aufmerksam werden mußten, brauchten für das schweizerische Schriftbeutsch keine Besorgnis zu hegen, zum Glück scheuen sie aber die warnende Deut= lichkeit doch auch nicht. So wies in einem großen Zürcher Blatt (23. Juli 1927) die sachdienliche Unverblümtheit eines Mitarbeiters hin auf die zunehmende "Engherzigkeit" im Reichsgebrauch der Sprache und ein badurch verursachtes Pennälerbeutsch. Mit dem treffendsten Wort wird hier bas Symptom bezeichnet: ber Verlust der Unbefangenheit, die die natürlichen Erscheinungen ber Sprache perfonlich heraushört und wiedergibt, ihr die freie und reichere Formenbeweglichteit beläßt, die von ihren akustischen Gesetzen bedingt ist und erfordert wird. Solch schülerhaft beengte, ben Formenwechsel vorsichtig vermeibende Schreibweise ist aber letten Endes die Folge der taubstummen Richtigkeitsmethode, die mit den Ronferenzen von 1876 in die Rechtschreibung tam.

Das ist die tiefer werdende "Grenzfuge", daß sich in Deutschland das angeborene Sprachgehör unvermerkt hat ertöten lassen, bis auf die Rachzügler, die bemerkenswert sich in dichterer Bahl noch unter den Gelehrten finden (ich meine nicht so sehr die Sprachgelehrten, sondern die gesamte Fakultät, wie die medizinische und theologische auch) als gerade unter den Schriftstellern; daß hingegen in der Schweiz Sprachgehör und Sprachgefühl sich ohne Beeinträchtigung und Konflikte mit der in den neunziger Jahren auch hier rezipierten amtlichen Rechtschreibung vertragen. Unbeirrt spricht, schreibt und lebt man auf ihrem stammlichen Boben in Ginklang mit ben Urgesetzen des germanischen Sprachwesens. Es läßt sich ein Analogon andeuten zu dem inneren Auseinanderstreben in der Reichsgeschichte und ber schweizerischen, seit der Zeit der Begründung der Eidgenossenschaft und ber keimenden Abspaltung vom Reiche. Während in diesem, im Reiche, bas Volkstum als solches zunehmend enteignet, seinem ältesten Wesen ent= fremdet, umgezüchtet wurde in Untertanen und mundtote Laien in jeder Richtung, das Autoritative sich auch noch mit dem fremden Kömerrecht und bem fremdbürtigen Absolutismus verband, blieb die Eidgenossenschaft indem sie aus ihrem Boden rechtzeitig den Setling des Bogtwesens aushob, so wie ihn der saure Rudolf mit den süßen Worten zu ziehen dachte - auf der unverbogenen Linie der volkseigenen, deutschursprünglichen Geschichtlichkeit. So ward sie zum Aspl und lebendigen Archiv der im germanischen Urwesen bewurzelten Herkommen, Rechtsaltertümer, öffentlichen Anschauungen, Formen und Vergilbungen, der noch immer urgermanischen Bliederung, die das Größere vom Einzelnen, von der Gemeinde her aufbaut, ber volksechten Freiheiten, die im altererbten Bewußtsein des Mannes, der Persönlichkeit, beruhen, nicht in "erteilten" Verfassungen; ihre Geschichte ist organische Entwicklung aus dem Allen.

Wird die Schweiz vielleicht dermaleinst zur Geltung kommen als die zum Glück sich bietende Naturheilstätte bes freieren, persönlichen Sprachgefühls, wenn in Deutschland noch wieder erkannt wird, daß man mit ber gehörlosen Richtigkeit auf den verderblichen Frrweg geraten ift? Denn nur aus Verkennung und Unberatenheit schlug man ihn ein. Weber gewußt noch geahnt ward solche Endfolge, daß man der Sprache etwas antat, womit sie zur leblosen Wachsfigur werden müsse oder lebendig versteinern, sofern sie nicht, wie derlei die Märchen erzählen, noch wieder erlöst wird. Die Männer von 1876 waren in jeder Hinsicht bestmeinend, als sie wie die Rudergefährten bes Obhsseus mit wohlversicherten Ohren gegen dreidimensionale Gefährdungen ihres Unternehmens am grünen Tisch bes patronisierenden Ministers ihr Richtigkeitsschema beschlossen. Gines, bas kein starres Lineal sein wollte, bas die Erscheinungen ber Sprache, so wie sie der Lesende bei genauem Zusehn im einzelnen Wort wahrnimmt, bestehn laffen wollte, bulbfam für ihre Tändeleien: daß fie trot ihres gesetten Alters "neben" der guten, "vollständigen" Form der Grammatiker sich fast lieber schürzte, mutwillig bas Röcklein "abkurzte", wie Duden fagt, und gar bis auf ben Wortrumpf unbekleidet basteht, ohne Appendig ber schicklichen Endung. Die Enzyklika ber neuen Rechtschreibung begnügte sich mit der nachsichtigen Zulassung des zweierlei Richtigen, nicht ohne merkliche Seitenblicke auf die "edlere Schreibung". Das Tragische für das Sprachgefühl ist, daß nur gerade aus diefer schonenden Behandlung das ganze Ungluck hat entstehen können. Es wäre anders ge= kommen, wenn der Beschluß der Experten ohne Federlesens vorgegangen wäre, wenn er verkündet hätte: diesen Launen des Sprachgebrauchs haben wir ein Ende gemacht! Stürme bes aufmudenden Wiberspruchs wären, in jenem Zeitpunkt noch, entbunden worden. Die schreibende Bildung würde sich um das Panier ihrer freieren Gewöhnung geschart haben, die Hohenpriester selber der Sprachwissenschaft wären hinab in die unakademische Arena gestiegen und als die noch maßgeblicheren Experten eingeschritten. Dies alles, die Rehrseite, das Ausbleiben, ist weiterhin noch genauer darzustellen: wie die Toleranz der Rechtschreibung der Formenbeweglichkeit Zeit ließ, sich von selber zu verflüchtigen, Raum gab, daß der Abfall von ihr gruppenweise einriß, Ursache blieb, daß kein musischer Orpheus noch wieder in ihr die ins Leben zurückzurufende Eurydike erkannte. Als das Regelwerk in die Offentlichkeit hinauskam, die nun bevorstehende neue Schreibung, gab es großes Aufsehn. Aber die Alarmglocke war nicht darin, die das atonale Prinzip der Regelfindung ausgeläutet hätte, die auf Gedanken über Akustik und Rhythmik in der Sprache hingeführt hätte, und daß es damit nicht getan sei, wenn hier und da auch von Betonungsgesetzen gesprochen wird, b. h. nur im längeren Einzelwort und als ob das von der Zahl der Silben abhänge. Der Trieb der Deutschen zum Besserraten, der zwar sehr ungleichmäßige Objekte wählt, über bessen Schweigsamkeit die Angelegenheiten der Sprache sich aber nicht zu beklagen haben, big nur nach allem

Gesagten schnurstracks an auf die heraushängende Hälblich keit, Zagheit, Unklarheit des angewandten atonalen Prinzips, statt dieses als solches ins Auge zu fassen und zu kritisieren; man tadelte das unseste Schwanken der hölzernen Brücke zur neuen "Richtigkeit", die Unsicherheit für diezenigen, die sie begehen sollten und wollten. Einmal auf diese Spur gesetzt, bewegte die eintretende Verbesserung in ihr sich weiter, stellte eine Regel her, nahm dem Einzelwort die Beweglichkeit in seinen Formen.

Die Sprache als solche brachte ihre rhythmische Bedingtheit mit auf die Welt, oder umgekehrt, von dieser ward sie eigentlichst geschaffen. Der zusammenhängende Sat - der nach neuerer Theorie die Sprache des Menschen unterscheibet von denen der Bögel und Tiere — bestimmt als einheitliches Tongefüge die Einzelformen seiner Wörter, ihre jeweilige Länge ober Kurze in der Endung, wie auch Gedrungenheit ober Dehnung innerhalb ber Wörter. Das Einzelwort ift kein selbstisches, in seinem Formenwechsel launenhaftes Individuum, wie es von der Rechtschreibung behandelt wird. Dem natürlichen Saprhythmus folgen die Sprechenden unwillfürlich, die verseformenden Dichter nach besten Kräften, aber auch die in Prosa Schreibenden, soweit sie barin nicht behindert find. Dibaktische Hinderungen und papierene Aufnötigungen, zu welchen auch ber Apostroph gehört, gab es schon seit Jahrhunderten. Freier vom Sprachlehrer, als die neuere Zeit, machte das Mittelalter von den Buchstaben, mit denen es sich mehr als wir behelfen mußte, tropdem einen phonetisch feinerhörigen Gebrauch. Daburch nimmt sich das Mittelhochbeutsch fremd= artiger aus, als wenn wir auch so schreiben würden.

Trot den didaktischen Einmischungen blieb aber noch immer das Sprachgehör der die Schriftsteller und Briefschreiber leitende Anonymus. Gradunterschiede zeigen sich naturgemäß. So die bessere Gehörmäßigkeit der musikalisch Veranlagten, ferner die der Süddeutschen, wo die ungenierter gebrauchte Mundart dahinter steht; auf einer andren Seite die den Mitsdeutschen so komische e-Anhängerei der Sachsen und Thüringer an die verschiedensten Wortgattungen. (Der sade Thümmel, den man aus einer Litezraturgeschichte in die andre, wahrscheinlich unbesehen, weiterschleppt, schreibt: "auf der weltberühmten Plattsorme des Straßburger Münsters" oder: "sie setze sich zurechte", u. ä.)

Alles Ursprüngliche und Naturreine wird aber erst gefährlicher bestroht und aus dem Gebrauch zurückgedrängt, wenn das Surrogat mit Werbekraft in Umlauf gebracht wird. In ungemerktem Vorgang ward von 1876 ab dem Sprachgehör sein Ersat untergeschoben durch ein Regelwerk, womit nun Jeder, der sie wünschte, die Veruhigung in die Hand bekam, wenn er hiernach nur Wort für Wort jedes einzelne richtig schreibe, so sei dann alles in bester Ordnung. Man nennt das sogar "stilistisch" richtig. Dies war der erste Streich, der gegen das rhythmische Gehör geführt wurde. Schreibe ich im Verlauf meiner Säte (selbstverständlich bleibt jedes Gehör individuell determiniert): "vor dem Haus", aber "hinter dem Hause",

so tann die Regel dafür Nachsicht haben, aber tein Verständnis. Bon jenem ersten Streich ab ward es aber dann der Fluch der ungewollten bofen Tat, daß sie fortzeugend den Drachen gebären mußte, der das Gehörorgan richtig ausfrift. Die Männer der Rechtschreibung ließen dem Formenwechsel feine Ungezwungenheit, sie such ten ihm gerecht zu werden durch den Dualis= mus der Regel. Da sie diesen aber nicht aus den innersten Gesetzen der Sprache zu begründen, sich nicht zu rechtfertigen wußten, verfielen sie bamals schon dem Tadel, ihre Rechtschreibung sei nicht "durchsichtig ein = fach" genug, sei nicht "ein heitlich", und sei nicht "folgerichtig". Mängel, die zu verurteilen eine psychologische Trias, wenn auch nicht die ber Grazien, allverbreitet disponiert ist. Da die Zeit aber alles heilt, ist ihr das mit jenen Mängeln auch gelungen. Innerhalb eines halben Jahrhunderts ist die unentdeckte Kunktion eines Sprachgehörs auf immer engere Preise eingeschrumpft, während umgekehrt von bestimmten Organisationen die Zusammenlegung der dualistischen Regel beschlossen ward und sie auch da, wo die kategorische Aufnötigung nicht bestand, stetig weiter um sich griff. Das zitierte "Pennälerdeutsch" schreibt die längere Endung, weil es schon keine andere weiß oder weil diese als einwandfreier erscheint. Übrigens figurierte sie auch schon in Dubens Parität als die prima inter pares. Die furze Endung ist für ihn eine "abgekürzte", die "neben" der vollständigen besteht. Verschiedentlich wird die "volle" Form als die "vorzüglichere" oder "edlere" bei ihm bezeichnet.

Anders bie Schweiz. hier leitet noch burchgängig bas Sprachgehör, wenn auch nicht gesagt sein soll, ausnahmslos. Auch mit Selbstverständlichkeit wird auf es Bezug genommen. Pabagogische Erörterungen über den Sprachunterricht in der Primarschule sprechen ohne Weiteres vom "Klang", vom "Ohr", von dessen Schulung. Muß das nicht speziell den saprhythmischen Sinn, der hier gemeint ist, haben, so bewegt es sich boch im Bereich des akustischen Sprachgefühls. Es fehlt nicht an den treuen Anwälten der einsichtsvollen Lehre, mas die Schweiz dem glücklichen Umstand verdankt, daß hier noch die unverregelte Mundart mit ihrem naturgesetlichen "Wohlklang" (Meinrad Lienert) von den Gebildeten und Jedermann gesprochen wird. Der zauberkräftige Schut, womit unsichtbar als die behütende gute Fee auch hinter der Schriftsprache die Mundart steht, wird ihr verständnisvoll erwidert und der Befangenheit entgegengetreten, soweit sie etwa vorkommt, als ob das Schwizerdütsch was Minderfeines sei. Sein zutreffender Bergleich liegt im Hollandischen, das fehr felbstolz ift. Es rühmt sich "zvet en krachtig, rijk en vloeiend", und das gilt auch hier. Den glücklichen Dualismus, im Schriftbeutsch und in der Mundart zu leben, und was dem der Gebildete verdankt, behandelt auch die umfassende Aussprache Fr. Vischers, des schwäbischen Mit-Alamannen, in seinen Distichen:

Wohl mir, daß ich im Land aufwuchs, wo die Sprache der Deutschen noch mit lebendigem Leib im Dialekte sich regt,

Milch ber Mutter noch trinkt, noch quellendes Basser am Borne, vom Schulmeister noch nicht rektisiziertes Getränk! u. s. w.

über die deutsche Terra incognita des Prosarhythmus, in Gestalt von Untersuchungen der Sprache C. F. Meners, ist 1925 in Bern die akademische Studie einer jungen Dame, M. Fäßler, erschienen. Die "Stilkritischen übungen" von D. v. Greperz, mit ihren vom Studenten zu analhsierenden Proben aus ungenannten Autoren — um sie zu verraten: von Luther bis Karl Sternheim — beruhen auf der Voraussetzung bes Sprachgefühls, mit dem Zweck, es noch bewußter und fritischer zu festigen. Sie sind 1925 in Leipzig erschienen, und es wäre interessant zu erfahren, wie groß in Deutschland, in ben schrifttumskundlichen Seminaren, der Erfolg dieses Büchleins ist, das neben seiner methodischen Nütlichkeit zugleich auch höchst unterhaltend ist, wie ein gesellschaftliches hübsches Rätselspiel. In einem Burcher Vortrag über Sprachveranderung, im Januar 1930, bezog sich der Linguist an der Universität Freiburg im Breisgau, Professor Leumann, der, so viel ich weiß, geborener Thurgauer ist,\*) auf den sprachgemäßen Wech sel der Formen und die dadurch erforderte, "rhnthmisch bedingte" Entscheidung des Schreibenden, ob er im Einzelfall die längere oder die fürzere Endung wähle. Als Beispiel ward angeführt, ob je nachdem der Dativ "dem Ruhm" oder "dem Ruhme" rhythmisch das Richtige sei.

Rhythmik ist jest in Deutschland das hochbeflissene Wort, von der ernsthaften wertvollen Einführung in die verschiedensten Gebiete des Wissens und der Afthetik, bis zum modigen Aufput etwelcher Feuilletonistik. Die Rinder in der Schule üben sie, junge Mädchen in den privaten nactkulturkundlichen Freiluftschulen werden körperrhythmisch durchgebildet; aber ausgesucht bavon, daß es auch in der Sprache einem Rhythmus zu folgen gibt, erfahren Jung und Alt nicht, bis auf die Kreise der Linguistik und Phonetik. Durchgängig weiß weber Lehrer noch Schriftsteller, bag von Uranfang der deutschen Sprache der germanische Satakzent ber große Rapellmeister ift, der melodisch sie dirigiert, und mehr: ber eigentlichste Gesetzgeber in der Sprachgeschichte überhaupt, der von Jahrhundert zu Jahrhundert die Fortentwicklung in ben Lauten und Formen gelenkt, bestimmt, sie nicht nur begleitet hat. Das von Prof. Leumann über die rhythmisch bedingte Entscheidung Gesagte gilt, wie vom Dativ, natürlich auch für ben Genitiv, besgleichen für die Berbalendung, den feinhörigen Unterschied von "wir wollen sehen" ober "sehn", für die genauere Paglichkeit eines "unseren", "unsern" ober "unsren". Der Dativ eignet sich aber besonders gut zur Exemplifikation, und so nun auch hier zu einer schmalen Gegenüberstellung von Beispielen, wie es brüben und hüben steht.

<sup>\*)</sup> Dies trifft zu. Seit Rieberschrift biefer Erörterungen ist Prof. Leumann geftorben.

Ed. Hend

Aus schweizerischer, Zürcher Berichterstattung (7. Februar 1927) nostierte ich: "Die Krankenwärterin bleibt bis zum gerichtlichen Austrag auf freiem Fuß." In Deutschland hätte in dubio Alles, was mit der Juristerei zusammenhängt, geschrieben: "bis zum gerichtlichen Austrage auf freiem Fuße". Bei verdienstvollster Eindeutschung der Sprache des Rechts, hat sich die juristische Mentalität doch am Sprach gefühl geradezu mit einem Justizmord versündigt. Mit ihren weitreichenden Einslüssen hat sie zu seiner Austilgung mit am kräftigsten beigetragen. Das deutsche Bürsgerliche Gesethuch und andere große Kodisikationen sühren im Dativ die Endung mit e mit aller "Folgerichtigkeit" durch. Ihr e schrickt vor nichts in der Welt zurück, als — vor dem Hiatus der römischen Grammatiker, der doch die deutsche Sprache zu keiner Zeit geniert hat und ihren Gesetzlichkeiten völlig fremd ist.

Schöner für Leute mit Gefühl, als das Bürgerliche Gesethuch, lefen sich in dubio die Romane der Justigrate. Den Ginflug der Aftenlekture spürt man boch hier auch. Daraus sogleich ein Beleg zu ber Behauptung vorhin: "Jolanthe wollte die Sache sogleich zum Austrage bringen." "Sie gingen zusammen nach dem Gerichte" (gemeint das Amtsgericht). Weiter noch eine Sandvoll nicht juriftischer Dative, auch fie aus guten Büchern, wo es eben am wehesten tut. Selbstverständlich ist es kein aufzudrängendes Urteil, wo personlich ich zusammenzucke. Es sind auch nur Bücher gitiert, wo nach aller Annahme die Autoren, in einem Fall die gebildete überseterin, doch auch die Rorrettur gelesen haben werden. Reine aufgespürten Einzelfälle; Proben aus vielen Rotizen. "Sie strahlte von Glücke". -"Entwürfe im Monumentalstile" (Möller van den Bruck). "Dank dem vorangegangenen Biere vermochte er" u. f. w. (Th. Mann, ein Steinchen aus bem Zauberberg). "Meistens faß er, wenn er nicht im Dienste war, auf bem Achterbede." Sier ein durch die Regelangst erpreßtes Berunechten ber Seemannssprache, die in sich furz angebunden und für so Weichheiten nicht zu haben ift. Sie fagt: auf Ded, an Bord, auf ber Bad, am Bug, am Hed, im Riel, im Topp, an Land; die Erziehung der Schiffsjungen geichieht mit dem Tauende, aber nicht mit dem Taue. - "Aus dem grünen Lichte im Schilfe, aus dem Spiele der Schatten im Walde, aus dem heulenden Gesange des Sturmes sind diese Lieder geworden." In dem vortrefflichen Bergstadtverlag in Breslau — auch im reichsbeutschen Verlag hat die Form "im Berlage" sich reichlich durchgesett — ist jüngst ein überzeitlicher Roman erschienen, der sich vom driftlich-sittlichen Standpunkt gegen gewisse Fiebererscheinungen bes Modernen und Großstädtischen richtet und der in den eindrucksvollen Radiopredigten seiner Bugapostel sich zu jesaiaskräftiger Sprache erhebt. Bas aber am gründlichsten verfolgt und ausgerottet wird, ift ber unflektierte Dativ, ben boch auch Juriften, wo fie perfonlich schreiben, noch immer übrig lassen. Der Leser vermag sich nicht zu benten, daß Jemand so von selbst geschrieben habe, er gerät in die Borftellung, bas Manustript sei nachträglich einem Seperlehrling ober Schulkind mit dem Auftrag übergeben worden, ohne Ausnahme jedem Dativ noch ein e anzuhängen, wo keins stand und keines hingehörte. Eine Göttin von Glas, die als eine Art sinnlicher Schwester des goldenen Kalbes in dem Buch eine Hauptrolle spielt, lesen wir als "Göttin von Glase"; die Satschlüsse, wo sie können, bröckeln in dieses e zusammen, die Häuser auf dem Nietzscheplatze, im unterminierten Sturze, im strafenden Endgerichte; alles, was zum Abschaume geworden, kommt zu Falle. Duden drehte vor Schrecke sich im Grabe, wie er hier zu Bleche wird, und Jedermann mit nur einem Reste von Sprachgehöre wird gemartert durch dies beständige Abgehn vom natürlichen Gefühle und Rhythmusse, — "vom Ansange bis zu allem Ende", wie es auf Seite 374 zum Schlusse heißt.

Die schweizerische Gegenprobe auf Sprachgefühl und beibehaltenen Kormenwechsel könnte wegfallen. Sie läßt sich an jeder normalen Tages= zeitung machen, wenn dabei der Unterschied berücksichtigt wird, von Wem und Wo das abgesetzte Manuftript herstammt. Literarisch beschränke ich das Beispiel auf den süddeutsch entstammten und schon früh schweizerisch zugewandten Bermann Beffe, auf ein erst wenige Monate altes Feuilleton, das ihn nach wie vor von dem deutsch-kollegialen Ginheitsdativ unberührt erweist. "Ich sitze zum dritten oder vierten Male im Speise faal." So kommt auch kein ungeschickter Reim hinein. "Ich spiele mit bem Serviettenring." Die Satschlüsse männlich fest. Soweit meine Dubenkenntnis reicht, scheint ihm bei allen angestellten Beobachtungen nie in den Sinn gekommen, daß es mit dem Satichluß eine besondere Bewandtnis haben könne. "Es fehlt diesem Beifte an Legitimität." Die subtile Behör= mäßigkeit herm. heffe's litte, wenn fie an biefer Stelle eines hiatus wegen "Geist" schreiben sollte. "Beim Genuß der ersten Züge der Zigarre . . . ". Genuß: keine langweilige Folge dreier e.

Wer die gleiche Feinhörigkeit vor 80 Jahren aufsucht, kann sich in Bismard's Briefen von der feinigen überzeugen. In den gedruckten Reben und Ansprachen hat sie gelitten durch das Medium des Stenok graphen, der nach eigenem Gusto die Übertragung für die Drucklegung vornimmt, oder auch noch sonst durch die Druckerei. Auch für die Wieder= gabe der Tischgespräche durch Poschinger und durch "Buschchen" ist Bismarck nicht verantwortlich. Ich ziehe ihn deswegen hier heran, weil vielfach die Nordbeutschen — wo es die mündlichen übergänge nicht gibt, wo man ent= weder Platt spricht ober "gebildet" Hochdeutsch — an Sicherheit des Sprachgehörs hinter ben Sudbeutschen von fruhher zuruchstanden. Und zweitens, um im Vorbeigehn daran zu erinnern, daß dem Reichskanzler die Recht= schreibung nicht auch noch in die Schuhe geschoben werden kann, wie heute so manche Entwicklungen, die gerade er nicht wünschte, ungern als voraus= sehbar in Rauf nahm, oder sie zu verhüten suchte, soweit er als vielgebunbener Gulliver es konnte. Von der ganzen "Puttkamerschen Rechtschreibung", wie sie nach dem entfernt mit Bismard verschwägerten Minister heißt, der sie vom Vorgänger übernahm und promulgierte, hat Bismarck einfach nichts wissen wollen, aus psychischem Widerstreben, schwerlich aus Uhlandschen oder Bischerschen Befürchtungen. Da er sie sich für den Bereich seiner Ressorts verbat, hat er ihre mittelbare Auswirkung, den Aberutsch auf die Einheitsregel, noch für geraume Zeit blockiert. (Ein zweiter Teil folgt im nächsten Heft.)

## Obersteorpskommandant Robert Weber +.

Von 6. Kind, Bürich.

ie Spitzen des Armeestabes aus der Zeit der Grenzbesetzung 1914/18 schwinden dahin. Nach dem General, dem Generalstabschef, dem Generalstabschef, dem Generalstadzutanten ist nun auch der Geniechef der Armee, Oberstkorpskommans dant R. Weber, am Himmelfahrtstage dieses Jahres im Alter von beinahe 82 Jahren verschieden.

Mit ihm scheibet eine starke, bodenständige Persönlichkeit von unsgewöhnlichem Ausmaß und großen Berdiensten um die Armee und vor allem auch ein unerschrockener und mannhafter Kämpfer für die Wehrshaftigkeit, ein unermüdlicher Mahner unseres Volkes zur Erhaltung seines Wehrs und Unabhängigkeitswillens.

Das legt uns die Ehrenpflicht auf, seiner in den Monatsheften zu gedenken, zumal Oberst Weber ein hochgeschätzter Mitarbeiter dieser Blätter und ein treues Mitglied des Bolksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz war.

Geboren am 13. Juni 1849 in Wollishofen, durchlief er die Schulen der Stadt Zürich, machte in Bern eine handwerkliche Lehrprazis als Schlosser durch, trat dann in die von Semper geleitete Bauschule des Eidsgenössischen Polhtechnikums ein und arbeitete nach deren Absolvierung als Architekt in verschiedenen deutschen und schweizerischen Städten, u. a. auch am Bau des zürcherischen Bahnhofes.

Verhältnismäßig spät, nach Kückehr aus dem Auslande, begann er seine militärische Lausbahn, indem er im Jahre 1876 die Artillerieossiziers-schule bestand und der Positionsartillerie zugeteilt wurde. Der Besuch der militärwissenschaftlichen Kurse am Polytechnikum hatte schon 1878 seine Bestörderung zum Oberleutnant zur Folge. Nun begannen die militärischen Interessen überwiegend hervorzutreten. Eine von ihm 1879 anonhm versöffentlichte militärgeographische Studie über die deutsch-stranzösischen Grenzsestungen und die Landesbesestigungsfrage erregte berechtigtes Aussehen und bewirkte, als seine Autorschaft bekannt wurde, seine Einberufung in die Generalstabsschule.